Beat Vogt

# DER AUSSETZER

oder die Resonanz einer Schuld

edition bücherlese

eb...

Beat Vogt

# DER AUSSETZER

## oder die Resonanz einer Schuld

Roman

edition bücherlese

# Kapitel eins

«Es ist aus.»

So trocken und hart war der Satz aus Evas Mund gekommen, dass Philipp noch immer wie erschlagen war, zu keinem vernünftigen Gedanken fähig.

Erstaunlich für einen Mann wie ihn, der es gewohnt war zu argumentieren, dessen ganze Karriere, und diese war überdurchschnittlich erfolgreich, auf seiner Fähigkeit beruhte, Dinge schnell und scharf zu analysieren, der sich bewusst war, dass sein Wort Gewicht hatte, und der dieses Gewicht auch einzusetzen wusste.

Ein kurzer Satz. Und alles war weg.

Nur etwas hatte Philipp gleich gespürt: Es lag nicht daran, *was* Eva gesagt hatte, sondern *wie* sie es gesagt hatte. Es war der Tonfall. Ein Tonfall, der eigentlich gar keiner war. Ihre Worte waren aus ihr herausgeschossen, wie er es noch nie von ihr gehört hatte. Und auf eine Weise, die er noch nie an ihr gesehen hatte. Ihre Lippen hatten sich bewegt, waren aber gleichsam starr geblieben. Ebenso ihr ganzer Körper. Eine künstlich belebte Wachsfigur.

Aber so richtig klar wurde das Philipp erst jetzt, da Eva längst nicht mehr da war. Seit sie gegangen war, es musste nun schon mindestens zwei Stunden her sein, hatte Philipp vergeblich versucht, sich zu beruhigen, wieder zur Normalität zurückzufinden. In seinem Kopf drehte sich alles. Unaufhörlich.

Eva. Immer nur Eva.

Er hatte zwar versucht, sich abzulenken, an anderes zu denken, sich mit anderem zu beschäftigen. Auf seinem Schreibtisch lag noch immer ein halbes Dutzend Spiralhefte mit Seminararbeiten, die er durchlesen und korrigieren sollte. Philipp hatte sich gezwungen, eines der Hefte in die Hand zu nehmen, hatte es aufgeschlagen, hatte angefangen zu lesen. Es aber schon nach der ersten Seite wieder aufgegeben. Er war mit den Augen den Zeilen gefolgt, hatte die Wörter gelesen, ohne aber ihren Inhalt aufzunehmen. Sein Hirn schien unfähig, sich etwas anderem zu widmen. Dann hatte er einfach nur dagesessen, hatte vor sich hingestarrt.

Eva. Immer nur Eva.

Er sah sie vor sich, mit ihrem starren Ausdruck im Gesicht. Was war das? Was war bloß in sie gefahren?

Nach draußen gehen, an die frische Luft, spazieren, durchatmen, vielleicht hilft das, dachte er sich nun, packte seine Jacke, kehrte aber bereits an der Tür wieder um. Im Flur waren Stimmen zu hören, unpassend fröhliche Stimmen. Wenn es etwas gab, was er jetzt nicht ertragen hätte, dann war es Gesellschaft. Gesellschaft von leutseligen Kollegen, die ihn angesprochen und wahrscheinlich sofort bemerkt hätten, dass etwas nicht

stimmte mit ihm. Dass gar nichts mehr stimmte mit ihm.

Reiß dich zusammen, versuchte Philipp sich zu befehlen, fass dich wieder, es macht keinen Sinn, endlos in deinem Büro herumzutigern. Er ging zum Tauchsieder, drückte den Schalter, und während das Gerät zu rauschen begann, zuerst ganz leise, dann immer lauter werdend, blickte er zum Fenster hinaus. Auf dem Vorplatz saßen vereinzelte Studentinnen und Studenten auf den Bänken unter den Bäumen, Bücher oder Laptops auf den Knien. Weiter hinten ein paar Assistenten, ausschweifend gestikulierend, wenn sie nicht gerade an ihren Zigaretten zogen. Alles war wie immer. Als sei nichts geschehen.

Das Rauschen des Tauchsieders ging in lautes Brodeln über, Philipp nahm sich eine Tasse, wühlte im Körbchen mit den Teebeuteln. Nur Schwarztee, in verschiedenen Sorten. Wirkstoff für lange Nächte. Jetzt aber hätte er etwas anderes gebraucht, Orangenblüten zum Beispiel. Das täte bestimmt gut, dachte er, Orangenblüten, darauf hat Eva geschworen.

Eva. Schon wieder Eva.

Philipp nahm einen Earl Grey, goss ihn auf und setzte sich in seinen Sessel. Er mochte nicht mehr stehen, sein Körper fühlte sich erschöpft an. Als müsse er sich von einem Dauerlauf erholen.

Ich muss es anders angehen, dachte er. Sachlich. Und systematisch. Genauso wie ich es tue, wenn ich einen Straffall analysiere. Evas seltsamen Auftritt noch einmal

durchgehen. Die ganze Szene von Anfang an und Schritt für Schritt vor mir ablaufen lassen. Jeden Moment, jedes Detail sauber trennen und einzeln durchleuchten.

Philipp schloss die Augen und versetzte sich zurück, in seiner Erinnerung sah er sich selber, wie er in seinem Sessel saß, wie Eva plötzlich zur Tür hereinkam und nahe, zu nahe, wie er fand, an seinen Schreibtisch trat. Wie ihm durch den Kopf ging, dass er es liebte, wenn Eva sonst jeweils im Türrahmen stehen blieb, angelehnt, ihn von Weitem anschaute und er leicht von unten in ihr Gesicht blickte. Und wie er nun im gleichen Winkel ihre Gürtelschnalle sah. Beziehungsweise ihren Bauch. An dem er zu erkennen versuchte, ob er nicht doch etwas gewölbt war. Obwohl er genau wusste, dass es für eine Wölbung ohnehin noch viel zu früh wäre.

Er hatte es noch genau im Kopf, hörte es innerlich, wie Eva dann «Philipp» sagte. Mit einer Stimme, in der er schon da eine eigenartige Tonlosigkeit zu bemerken glaubte. Abgesehen davon, dass sie ihn sonst nie Philipp nannte. In der Tür sagte sie immer Herr Enz und ließ dabei das Schluss-Z zwischen Zunge und Zähnen zerfließen. Und wenn die Tür zu war, sagte sie Felipe. Nie Philipp. Zumindest von jenem Moment an, als sie zusammen beim Spanier essen gegangen waren, der Kellner «Dasselbe wie immer, Señor Felipe?» gefragt hatte, und sie ihn dann später am Tisch unvermittelt anschaute, mit diesem Blick, seltsam verklärt, und ihn fragte: «Herr Enzsss, darf ich Ihnen auch Señor Felipe sagen?» Er hatte lächelnd genickt, und von da an war er Felipe, den Señor ließ Eva beim Spanier zurück.

Nicht abschweifen, befahl sich Philipp. Chronologisch bleiben. Dort weitermachen, als Eva zu nahe am Pult stand und «Philipp» sagte. Nochmals spüren, wie es ihn irritierte. Sich daran erinnern, wie er sich vornahm, ebenfalls etwas distanziert zu erwidern: «Ja bitte, Eva?» Wie sie ihm zuvorkam. Und diesen Satz aussprach.

Diesen einen trockenen, harten Satz.

Und dann?

Was war dann?

Nichts war dann. Nur dieser Satz. Der zwischen den Wachsfigurenlippen hervorgeschossen war.

Und ich? Ich muss hier gesessen haben, dachte Philipp. Hier in meinem Ledersessel, wo sonst. Und ich muss Eva angestarrt haben, wen sonst, geschwiegen haben, was sonst.

Aber das war nur Logik. Es musste so gewesen sein. Eine konkrete Erinnerung daran brachte er nicht mehr zusammen. Kein Bild. Von nichts. Auch kein Gefühl, kein Schmerz, keine Wut, nicht einmal Erstaunen. Einfach nichts. Filmriss in der Rückblende.

Philipp bewegte seinen Kopf sanft hin und her, als könne er damit die Erinnerung wieder hervorholen. Es nützte nichts. Weitermachen. Die gelöschte Szene überspringen. Zum nächsten Bild übergehen. Zu Eva, die noch immer vor ihm am Schreibtisch stand. War es Sekunden oder Minuten später? Egal. Es war einfach später. Es war der Moment, als er dann doch etwas sagte. Nein, nur etwas sagen wollte.

Eva war ihm wieder zuvorgekommen: «Ich habe alles aufgegeben.» Sie betonte jedes Wort, sprach ungewohnt

langsam. Wie um ihm Zeit zu lassen, damit er verstehen könnte, wovon sie sprach. Er aber verstand nicht. Ihre Gesichtszüge. Sie hinderten ihn am Denken.

Endlich gelang es ihm doch, Worte zu formen. «Wovon redest du?», fragte er. Auch langsam und betont. Noch während er fragte, begann er zu verstehen, begann zu erahnen, was es bedeuten musste, wenn Eva sagte, sie habe alles aufgegeben. Dass es dabei nicht nur um sie selbst gehen konnte. Sondern auch um ihn. Um sie beide. Um alles, was sie zusammen geschaffen hatten. Und um alles, was sie noch zu schaffen planten.

Dann seine endlose Fragerei. Wie er es wieder und wieder versuchte. Fragte, was los sei, was passiert sei, sie bat, sie solle doch reden. Wie sie immer nur «Es tut mir leid, ich kann nicht» erwiderte. Wie er ruhig blieb, als wäre er das Verständnis selbst. Wenn es denn etwas zu verstehen gegeben hätte. Aber Eva stand einfach nur da, verschanzt hinter seinem Schreibtisch und ihrem «Es tut mir leid, ich kann nicht».

Wie er dann doch heftig wurde. Als sie, nachdem es ihr etwa zum zehnten Mal leidgetan und sie zum zehnten Mal nicht gekonnt hatte, noch anfügte: «Es ist zu persönlich, zu intim.» Er verwarf die Arme, fragte ungläubig zurück: «Zu intim?» Und rief aus, die Stimme verzweifelt hoch, das sage sie ausgerechnet ihm? Zu intim? Zu intim für ihn? Für ihn, der aber schon gut genug sei, um mit ihr zu schlafen?

Philipp erschrak, als er nun an seine Worte zurückdachte. Das war böse. Nein, in Wirklichkeit war er sogar noch böser gewesen. Er hatte nicht schlafen gesagt.

Sondern ficken. Er hatte gesagt, für ihn, der aber schon gut genug sei, um sie zu ficken.

Das war nicht nur böse, es war sinnlos böse. Und schon gar kein Beleg für Intimität. Obwohl, überlegte sich Philipp, vielleicht doch. Vielleicht ist genau dieses vulgäre Wort ein Ausdruck von Nähe. Nie jedenfalls hätte er es sich vor einer anderen Frau auszusprechen getraut. Vor Eva schon. Zu ihr hatte er es sagen können. Und sie es auch zu ihm. Zwischen ihnen hatte das Wort jegliche Vulgarität verloren, hatte einfach nur lustvoll geklungen, unverblümt, frei. Und damit intim. Intimer sogar als jeder andere Ausdruck dafür.

Doch vorhin, als er ihr vorwarf, er sei aber schon gut genug, um sie zu ficken, war es anders. Da sagte er es nicht aus Lust, sondern aus Wut. In gehässigem Ton. Und damit klang es wieder vulgär wie eh und je. Abgedroschen und peinlich.

Philipp verzog das Gesicht. Er kam sich absurd vor. Wie er dieses Wort auseinandernahm, als müsste er einen juristischen Fachbegriff analysieren.

Nicht ablenken lassen. Bei der Sache bleiben. Zurück zum Moment, als er Eva höhnisch und gehässig anfuhr. Sich erinnern, wie sie unbewegt dastand und seine Worte an ihr abzuprallen schienen. Wie er sich wieder beruhigte. Und einen weiteren Anlauf nahm, fast liebevoll diesmal: «Was denn, warum denn, erzähl doch.» Wie er sich über seinen Schreibtisch lehnte, zu ihr, «So rede doch, bitte!», sagte und ihre Hand ergriff, die sich eigenartig schlaff anfühlte und gleichzeitig hart. Wie Eva nur noch

stumm, fast unmerklich, den Kopf schüttelte, nicht einmal mehr ihr «Es tut mir leid, ich kann nicht» sagte. Und schließlich ihre Hand aus der seinen löste, ihn mit ihrem starren Blick noch einmal so intensiv anschaute, dass er erschauderte, sich dann abrupt umdrehte, zur Tür ging, hinaustrat auf den Flur. Etwas gar langsam. Mit mechanischen Schritten.

Wie sie ihm dabei irgendwie künstlich, sogar fast hässlich vorgekommen war und er sich fragte, ob das wirklich Eva war, die da weggegangen war. Einiges schien dagegen zu sprechen, nicht nur dieser seltsam beherrschte Gang, ihre ganze Haltung auch, dieser Rücken, leicht gekrümmt und steif, dieser Hals, aufgereckt wie nach einem Hexenschuss, sogar ihr Haar, das aufgesetzt wirkte, als sei es eine Perücke.

Nein, das war nicht Eva.

Oder durfte es nicht mehr Eva sein? War alles schon so unabwendbar, endgültig?

Philipp stützte sich mit den Ellbogen auf dem Schreibtisch auf und legte den Kopf in die Hände. Es brachte nichts. Er konnte darüber nachdenken, so viel er wollte. Da war nichts. Nichts, was Evas irre Verwandlung auch nur ansatzweise hätte erklären können.

Oder musste er weiter zurückgehen? Die letzten Tage oder gar Wochen durchkämmen, sie auf Ungewohntes, auf Vorahnungen absuchen? Sich zum Beispiel fragen, warum Eva ein paar Mal nicht auf seine SMS geantwortet hatte? Oder warum sie letztes Mal bei ihm zu Hause scheinbar grundlos verstört vom Sofa aufgesprungen war,

hektisch hin und her ging und dann plötzlich, als wäre nichts gewesen, mit ihm schlafen wollte?

Nur: Was sollte er damit anfangen? Das waren Belanglosigkeiten, etwas seltsam vielleicht, wenn man sie rückblickend betrachtete. Aber eigentlich nicht weiter ungewöhnlich. Sie konnten etwas bedeuten oder auch nicht.

Philipp merkte, dass er nicht weiterkommen würde, solange er nicht wenigstens eine Ahnung davon hatte, was mit Eva passiert war. Man kann keine Indizien sammeln für eine Tat, die man nicht kennt.

Er rieb sich die Augen, löste das Gesicht von den Händen, lehnte sich zurück. Ich hätte Eva wenigstens damit konfrontieren müssen, dachte er. Anstatt allgemein zu bleiben, immer nur blöde fragend, was los sei. Vielleicht, fuhr es ihm durch den Kopf, hatte Eva ja den Test gemacht, und das Kontrollfeld auf dem Stäbchen hatte positiv angegeben. Oder es hatte negativ angezeigt, und sie war deshalb so außer sich.

Nicht einmal das hatte er sie gefragt. Nicht einmal das Naheliegendste überhaupt. Womöglich hatte sie nur darauf gewartet, dass er sie danach fragen würde. Wollte in Erfahrung bringen, wie wichtig es ihm war. Ob es ihm überhaupt wichtig war. Und er hatte sich so verhalten, als existiere diese Frage gar nicht.

Ich habe versagt, dachte er, jämmerlich versagt.

Philipp starrte auf den Bildschirm. Er hatte es zwar geahnt, eigentlich sogar gewusst. Trotzdem blieb sein Blick ungläubig auf dem Computer haften. Alles weg.

Die ganzen Dateien. Und damit die Zeitungsartikel, die eingescannten und abfotografierten Dokumente aus den Archiven, die Statistiken. Und vor allem: Evas Texte. «Erste Skizzen» hatte sie die Texte jeweils genannt, als sie sie für ihn auf dem Server ablegte. Erste Skizzen, die, das wusste er, ohne ein Wort gelesen zu haben, präziser waren als die meisten der Arbeiten, die er zu beurteilen hatte.

Sie beide hätten es geschafft. Evas Masterarbeit hätte für Aufruhr gesorgt, hätte das ganze dünkelhafte Rechtswesen erschüttert. Sie hätte die wissenschaftliche Basis geliefert, und er hätte sie polemisch verdichtet und mit dem Gewicht seines akademischen Titels an die Öffentlichkeit gebracht. Die Medien hätten sich darum gerissen. Daran hatte Philipp keine Zweifel gehabt. Aber nun würde nichts daraus werden. Der Ordner war gelöscht. Ihr Ordner mit der unverfänglichen Bezeichnung «Materialien_Eva_Frey», zu dem nur sie beide Zugang hatten. Er war nicht mehr auf dem Server. Eva hatte ganze Arbeit geleistet.

Schnell und effizient, dachte Philipp. Das war sie schon immer gewesen. Auch mit ihm. So flink wie sie damals beim Spanier das Siezen aus der Welt geschafft hatte, so beiläufig hatte sie noch am selben Tag den Film «Hurricane» erwähnt – «Felipe, den musst du gesehen haben, du als Strafrechtsprofessor!». Und ihn dann dazu gebracht, dass er ihn sich am folgenden Wochenende tatsächlich anschaute, zusammen mit ihr, bei ihm auf dem Sofa. Dort, wo er – der Film war eben zu Ende gegangen – auf einmal ganz genau spürte, wie

Evas Arme sich fest um ihn legten und ihn an sich zogen. Obwohl er gleichzeitig sah, dass sie sich gar nicht bewegten.

Bereits damals hatte er Evas Entschlossenheit nichts entgegenzusetzen gehabt. Sie hatte all seine Bedenken einfach weggefegt. Dabei hatte er einige. Schon nur der Altersunterschied. Es irritierte ihn, dass er ihr Vater hätte sein können. Der Gedanke daran, dass er einer dieser Herren sein könnte, die sich Kraft ihrer Macht und ihres Geldes ein junges Püppchen zur Seite holten, fand er widerlich. Er wollte auf keinen Fall eine Vaterfigur sein. Und er wollte schon gar keine Frau, die eine Vaterfigur suchte oder gar brauchte.

Eva aber schien sich überhaupt nichts aus seiner Position zu machen, und erst recht nichts aus den kleinen Privilegien, die damit verbunden waren. Im Gegenteil. Als er sie einmal zu einem Kongress nach London mitnehmen wollte – er überraschte sie mit einem kleinen Briefumschlag, in dem das Flugticket, die Einladung zum Galadiner und der Flyer des schicken Altbauhotels steckten –, reagierte sie nur verärgert. Sie tauge nicht als repräsentatives Anhängsel. Sie bleibe hier. Es gebe in London bestimmt gute Escort-Services.

Philipp löste den Blick vom Bildschirm mit dem fehlenden Ordner und schüttelte den Kopf. Wie naiv, wie dumm er gewesen war. Während er sich noch dagegen gewehrt und sich eingebildet hatte, keine ungleiche Beziehung einzugehen, ja nicht über Eva zu bestimmen, war es längst umgekehrt. Sie hatte die Fäden ihrer Beziehung in der Hand gehabt.

Und er? Er war ihre Marionette geworden. Deshalb hatte er ihr nun, als sie alle Fäden auf einmal durchtrennte, nichts entgegenzusetzen gehabt und war wehrlos dagesessen.

Aber, dachte Philipp plötzlich, nicht sie hat mich zur Marionette gemacht. Ich war das. Ich selbst habe mir die Fäden angelegt.

Diese Erkenntnis ließ in ihm ein Gefühl der Selbstbestimmung aufkommen. Immerhin.

Beat Vogt (geboren 1972), aufgewachsen in Luzern, hat bei Marcel Marceau in Paris Pantomime und Schauspiel studiert, war in verschiedenen Bewegungstheater-Projekten in Frankreich, Deutschland und Israel tätig. Seit 2000 lebt er wieder in der Schweiz. Er arbeitete als Journalist bei der *Neuen Luzerner Zeitung,* heute ist er Redaktor, Moderator und Produzent beim Schweizer Radio SRF. Sein Romanprojekt *Der Aussetzer* wurde mit einem Förderpreis der Zentralschweizer Literaturförderung 2015/2016 ausgezeichnet.